

Neues von Hölderlin

Autor(en): **Seebass, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

date sa transformation et que l'affaire de Haute-Silésie devint un problème à résoudre par l'étude et la bonne volonté. Lorsque nous aurons reconnu qu'il manque encore à la Société des Nations l'universalité, et, ce qui est peut-être plus important, l'appui vraiment cordial et sans réserves de quelques-uns de ses membres (et non des moindres), il restera toujours établi que l'organisme de Genève constitue, en la continuité même de son esprit et de sa méthode internationale, la garantie la plus sérieuse que l'histoire ait connue pour arriver, par une étude patiente et impartiale, à la solution des conflits entre souverainetés.

ZURICH

E. BOVET



NEUES VON HÖLDERLIN

Bei dem ungewöhnlichen Interesse, das man in Deutschland und über seine Grenzen hinaus seit wenigen Jahren an Hölderlin und seinem Werke nimmt, ist es nicht verwunderlich, wenn auch nicht immer erfreulich, dass eine ständig anschwellende Literatur den Dichter feiert und Ausgaben wie Sonderdrucke seiner Dichtungen aus dem Boden schießen. Infolge Norbert von Hellingshagens bahnbrechender Leistung steht jetzt endlich, fast achtzig Jahre nach seinem Tode, das Bild dieses Einzigsten fest und, falls nicht noch das bisher ohne Spur verlorene Drama *König Agis* an die Öffentlichkeit kommt, so dürfte sein Werk kaum durch irgendwelche Funde eine entscheidende Erweiterung erfahren; freilich ist es uns leicht nachzuweisen, dass außer dem *Agis* eine Reihe von Gedichten Hölderlins — und nicht nur aus seiner Jugendzeit — vorhanden war¹⁾ und vermutlich werden sie im Laufe der Zeit bekannt werden, soweit sie in zeitgenössischen Veröffentlichungen gedruckt oder ungedruckt in Privatbesitz sind. Dagegen sei einmal ausgesprochen, dass wohl selten bei einem unserer neueren Dichter die Quellen zur Kenntnis seiner Biographie so spärlich quillen, wie bei Hölderlin; überall

¹⁾ So heißt es zum Beispiel in dem ungedruckten Lebensabriss von Christoph Schwab: „Dem Winkel von Hart war eines seiner ersten Gedichte gewidmet,“ das aber mit vielen andern durch die Nachlässigkeit eines Freundes verloren gegangen sein soll. Vgl. auch XXIII. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schiller-Vereins 1919, Seite 28, 35, S. a. Viëtor: *Deutsche Rundschau*, Juni 1922.

schimmert aus seinem Briefwechsel und anderen Berichten hindurch, mit welcher leidenschaftlicher Intensität und staunenswertem Umfange er sich den Arbeiten seiner Freunde widmete und mit der gesamten Literatur seiner Zeit, und zwar nicht allein mit der schönen und philosophischen auseinandersetzte. Schmerzlich vermischen wir darum Hölderlins Briefe, namentlich an Sinclair, Seckendorff, Schmid und andere Freunde; desto willkommener ist aber gerade darum jeder, wenn auch nur kleine Zug, der Dunkelheiten seines Lebens- und Bildungsganges aufhellt, wozu in mancher Veröffentlichung aus den letzten Jahren begrüßenswerte Anläufe gemacht sind. Aus dem Material, das ich für den letzten Band der Hellingrathschen Gesamtausgabe durcharbeitete, seien heute einige bisher unbekannte Hölderlinsche Fragmente und wichtige Beiträge biographischer Art mitgeteilt.

Vor kurzem erschienen in einem luxuriös ausgestatteten Schriftchen einige *Neuaufgefundene Jugendarbeiten* von Hölderlin, die unter der Mitarbeit einer Reihe von Gelehrten sorgfältig bearbeitet, und kommentiert durch Walter Betzendörfer und Theodor Häring, dieses Jahr in Nürnberg veröffentlicht wurden. Der letzte brachte am Schlusse „Eine Predigt Friedrich Hölderlins“ ans Tageslicht, nach einer Handschrift aus dem Nachlass des Professors Wilhelm Holland auf der Tübinger Universitätsbibliothek und datiert sie mit Recht in den Winter 1790/91. Wenn er sie aber als „ersten Predigtversuch des Theologiestudierenden“ bezeichnet, so war ihm unbekannt, dass Hölderlin schon vorher vom Altar aus zur Gemeinde gesprochen hatte und zwar als fünfzehnjähriger Klosterzögling zu Denkendorf. In einem Briefe an die Mutter vom Dezember 1785 (siehe meine Ausgabe der Jugendgedichte und Briefe 1913, S. 167) spricht er davon, dass seine Weihnachtsgeschäfte „Pläne auf die Rede, die ich am Johannistage bei der Vesper halte“, seien. Diese Rede ist uns nun in den Stuttgarter Hölderlinpapieren erhalten; sie wurde zum erstenmal in der *Neuen Zürcher Zeitung* (25. Dez. 1921) publiziert. Sie ist wenig persönlich gehalten und folgt eng der Lehre des kirchlichen Dogmas, mit dem sich Hölderlin erst in den Tübinger Studentenjahren ernstlich und selbständig auseinandersetzte; erst aus dieser späteren Zeit stammt dann die unüberwindliche Abneigung des Dichters gegen das geistliche Amt und die kirchliche Lehre, während in den Denkendorfer Seminarjahren sein Gemüt

durchaus im Einklang damit stand. Jene Abneigung bezeugt auch die Notiz aus einem im übrigen verlorenen Briefe Hölderlins, die uns Christoph Schwab in einer ungedruckten Lebensskizze des Dichters aus dessen letzten Lebensjahren erhalten hat:¹⁾ „Glaube mir“ — schreibt er im Jahr 1792 an den damals der Schreiberei beflissenen Halbbruder — „es ist nicht so arg, an den Frohnkarren der löblichen Schreiberei gespannt zu seyn, als an der Galeere der Theologie zu seufzen“. Schwab fährt dann fort: „Zugleich wirft er sehnsüchtige Blicke nach den jetzt berühmt gewordenen Dichtern. Schiller — sagt er — Verfasser des *Carlos*, wird nächsten Winter in Heilbronn zubringen, mein teurer Matthisson ist schon wieder im Lande. Er braucht eine Kur in Wildbad.“ Beide Dichter sollte er dann im Sommer nächsten Jahres kennen lernen. Aus der Tübinger Zeit weiß jener Abriss weiter zu berichten: „es soll ihm damals auch die heitere Gabe des Witzes zu Gebote gestanden sein“, was nach einigen Briefstellen und bei dem Verkehr mit dem stets heiteren und zu lustigen Streichen aufgelegten Freunde Magenau durchaus glaubhaft ist. Schwab berichtet ausführlich von Hölderlins musikalischer Begabung: „Schon in jüngeren Jahren war er ein geübter Klavierspieler . . . seine Flöte begleitete ihn auf allen Wanderungen durch Freud und Leid“; weiß aber nichts davon, dass Hölderlin auch Violine gespielt habe, wie Philipp Joseph von Rehfuß²⁾ wohl irrtümlich aus vager Erinnerung schilderte. Hölderlin verließ Tübingen mit einem glänzenden Zeugnis von seiten des Stifts, das jüngst Betzendörfer in seinem fleißig zusammengestellten Büchlein *Hölderlins Studienjahre* zum ersten Male mitgeteilt hat (S. 26 f.); es ist ihm aber entgangen, dass er vor dem Abgang im Juni 1793 mit anderen Kandidaten, darunter Hegel, die Aufgabe hatte, eine lange Rektoratsrede Johann Friedrich Lebrechts *De ecclesiae Wirtembergiae renascentis calamitatibus* zu verteidigen.³⁾

1) *Stuttgarter Hölderlinpapiere*, Fol. 63, Fasc. 5, e. Sie zeichnet sich durch ungemene Frische der Darstellung aus und liegt zeitlich wohl vor dem gemeinsam mit seinem Vater Gustav Schwab verfassten Lebensabriss vor der zweiten Auflage von Hölderlins Gedichten, 1843.

2) *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte*, N. F., III, 1874. Bilder aus dem Tübinger Leben, S. 99 ff.

3) Es sei hiermit die irreführende Bemerkung in Boerners Auktionskatalog XCV. 1909, S. 64, richtiggestellt — der Druck der Rede, Tübingen 1794, enthält kein Wort von Hölderlin selbst.

Hölderlins erste Wanderschaft führte bekanntlich ins Haus der Charlotte von Kalb; einen wie tiefen Eindruck der jugendliche Hölderlin auf sie machte und wie tief sie sein Schicksal erfasste, bezeugen neben vielen häufig abgedruckten Briefstellen die schönen, gänzlich übersehenen Worte an Jean Paul: „Ich las vor einigen Tagen die Briefe von Hölderlin wieder, die drei, so ich mir bewahrte. Einst gab ich sie Ihnen zu lesen, Sie haben sie nicht geachtet, wie ich meine. Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein *Seher*, ein von Gott belebter, haben kann — ich könnte viel von ihm sagen. Der Mann kann es noch weniger ertragen, als das Weib, wenn er seinesgleichen um sein Thun nicht findet, aber ein jedes wird arm und ist beklagenswert in der Öde und Leere. Ein Chaos wartet auf die Liebe des Geistes.“

Auch Carrière erinnerte sich, dass sie noch im höchsten Alter tiefbewegt von Hölderlin sprach.¹⁾ Über seinen Abschied von dieser Hauslehrerstellung berichtet Schwab: „Zu Ende [Anfang!] des Jahres 1795 wurde Hölderlins Mutter durch die Nachricht erschreckt, dass ihr Sohn, der seit dem Spätjahr 1794 in Jena war, seine Hofmeisterstelle verlassen habe. Ein Freund bestätigte dies der Mutter und erzählte, was ihm H. geschrieben. — Dass die Frau Majorin von Kalb . . . ihm versprochen habe, ihm einen längeren Aufenthalt in Jena möglich zu machen, dass Schiller für ihn sorgen wolle und dass er sonst noch mächtige Freunde hätte, die sich seiner annähmen. Die Mutter ließ sich beruhigen und versprach, dass, solange sie selbst noch zu leben habe, es auch ihrem Sohn an nichts gebrechen solle.“ Hölderlin hatte sich in der Tat nicht getraut, selbst der Mutter den Schritt zu melden, der ihn selbständig machte, sondern Neuffer darum gebeten, wie wir aus einer kurzen Nachschrift zu einem Brief an diesen Freund vom 19. Januar 1795 wussten.²⁾

Nur wenig kann Schwab über die Frankfurter Zeit erzählen — dagegen findet sich an anderer Stelle³⁾ durch seine Hand auf-

¹⁾ *Jahrbuch der illustrierten deutschen Monatshefte Westermann*, Bd. 44, 1878, S. 276.

²⁾ Litzmann, 1890, S. 255.

³⁾ Ein Blatt mit Materialien zur Ausgabe 1846; Fasc. V. 9. 22 der Stuttgarter Papiere.

gezeichnet der Schluss einer schönen, augenscheinlich *An Diotima* gerichteten Elegie, die hier den Freunden Hölderlinscher Dichtung zum ersten Male mitgeteilt sei:

und die ewigen Bahnen

Lächelnd über uns hinzögen die Herrscher der Welt,
Sonne und Mond und Sterne, und auch die Blitze der Wolken
Spielten, des Augenblicks feurige Kinder, um uns;
Aber in unsrem Innern, ein Bild der Fürsten des Himmels,
Wandelte neidlos der Gott unserer Liebe dahin,
Und er mischte den Duft, die reine heilige Seele,
Die, von des Frühlingses silberner Stunde genährt,
Oft überströmte, hinaus ins glänzende Meer des Tages,
Und in das Abendrot und in die Wogen der Nacht.
Ach! wir lebten so frei im innig unendlichen Leben;
Unbekümmert und still, selber ein seliger Traum,
Jetzt uns selber genug und jetzt ins Weite verfliegend,
Aber im innersten Mark immer lebendig und eins. —
Glücklicher Traum! wie lange, wie lange könnt' ich noch singen
Und vergehn im Blick auf dein erbebendes Haupt,
Aber siehe! dort regt sichs, es wandeln in Schleiern die Jungfrau,
Und wer weiß es, vielleicht wäre mein Mädchen dabei;
Lass mich, lass mich, ich muss — lebewohl! es reißt mich ins Leben,
Dass ich im kindischen Gang folge der lieblichen Spur.
Aber du Guter, dich will, dich will ich nimmer vergessen,
Ewig bist du und bleibst meiner Geliebtesten Bild.
Und käm einmal der Tag, wo sie zur meinigen würde,
O! dann ruht' ich mit ihr unter dir, Freundlicher, aus.
Und [du] zürnetest nicht, du gössest Schatten und Düfte
Und ein rauschendes Lied über die Glücklichen aus.

Unzweifelhaft stammen diese Verse aus dem Jahre 1797 und erinnern in Stimmung und Motiven durchaus an die Elegienreihe der damaligen Zeit, namentlich *An den Äther*, der ja auch am Schlusse unseres Gedichts angeredet wird. Wohl eng damit zusammen hängt ein jambisches Gedicht, von dem Schwab an derselben Stelle leider nur wenige Verse unter der Überschrift *Die Ruhe der Dichtkunst* gerettet hat — sie lauten:

Tönt seine Seele ihm, ein Echo, nach.

Bis uns der Mittler zwischen Nacht und Tag,
Der schöne Mond, in hoher Jugend glänzte,
Ein Gott, der unbekümmert um den Wechsel
Des Irdischen die Beiden liebend eint.

Mit großer Bestimmtheit spricht Schwab in dem Lebensabriss Hölderlins von dem eingangs erwähnten, verlorenen Drama *König Agis*: „Nach seiner Rückkehr [Anfang Dezember 1798 aus Rastatt] nach Homburg widmete er sich wieder mit aller Anstrengung seinen

literarischen Arbeiten. Er setzte mit Eifer die Ausarbeitung eines schon zu Frankfurt begonnenen Dramas *Agis* fort, welches er auch vollendete“ — danach sowie nach einem von mir andernorts¹⁾ mitgeteilten Briefe des schwäbischen Dichters Conz an Kerner ist es nicht mehr gestattet, an einem zweiten Hölderlinschen Drama zu zweifeln. Eine bedeutsame Notiz aus dem Schwabschen Manuskript wirft ein scharfes Schlaglicht auf sein vergebliches Ringen um Sicherstellung seiner bürgerlichen Existenz: „Aus dem [verlorenen] Konzept eines wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1799 geschriebenen Briefes an Jung²⁾ scheint hervorzugehen, dass Hölderlin einige Hoffnung auf eine Professorsstelle zu Jena gemacht worden war. ‚Ich erwarte nur noch einen Brief von Schiller, der entscheiden wird, ob es Sachsen zu oder nach Hause geht.‘“ Leider ist uns der Briefwechsel mit Schiller nur sehr unvollständig erhalten, und auch über diese Angelegenheit sind wir nicht des Näheren unterrichtet. Der Bericht fährt fort: „er kam im Frühjahr 1800, während Sinclair sich auf einer Geschäftsreise auswärts befand, in die Heimat zurück (die Schwester sagte — wie ein Schatten). Nur einige Monate verweilte er bei seiner Familie in Nürtingen und benützte diese Zeit auch zu kleineren Ausflügen in die Umgebung und zu Besuchen bei seinen Verwandten in Laufen und einigen anderen Orten. . . . Hölderlin hatte noch im September 1800 [im Landauerschen Hause zu Stuttgart] bei der höheren Behörde die Erlaubnis nachgesucht, in Stuttgart Privatunterricht zu erteilen, ein Geschäft, das er wirklich schon einige Zeit vorher begonnen hatte und fortsetzte. Aber die Besorgnis, in Folge seines Gesuchs für eine Pfarrvikariatsstelle in Anspruch genommen zu werden, veranlasste ihn, eine Hofmeisterstelle in der Schweiz anzunehmen.“ Auch hier die tiefliegende Abneigung gegen das geistliche Amt, die vielleicht beim Aufbruch aus Bordeaux eine vielleicht entscheidende Rolle gespielt haben mag, wozu man ferner die folgende Stelle aus Schwabs Bericht halten möge: „Anfangs Juli

1) *XXIII. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schiller-Vereins*, 1919, S. 21, woselbst auch die obige Stelle über den *Agis* schon mitgeteilt war.

2) Franz Wilhelm Jung. Die Freundschaft zu diesem bedeutenden Menschen muss recht enge gewesen sein nach wenigen, aber vielsagenden erhaltenen Andeutungen. Seine von Hölderlin geschätzte *Ossian*-Übersetzung erschien erst 1808.

[1801 aus Bordeaux] zurückgekehrt, erschien er im Zustand entschiedenem Wahnsinns im mütterlichen Hause, dessen Bewohner er in seiner Raserei alle vor die Türe hinausjagte. Der Vorschlag der Stuttgarter Freunde, bei einem wackern, liebenswürdigen Geistlichen in der Nähe jener Stadt Aufenthalt zu nehmen, wurde von Hölderlin abgelehnt aus Besorgnis, zu geistlichen Verrichtungen herangezogen zu werden!“

Es ist bekannt, dass sein Geist sich staunenswert wieder aufschwung und eine letzte Periode höchstgespanntesten Schaffens einsetzte, zu der auch die Sophokles-Übertragungen gehören. Über sie haben wir ein wichtiges Zeugnis in einem bisher nicht veröffentlichten Briefe des Verlegers Wilmans an Hölderlin, datiert Frankfurt d. 14. April 1804: „Verehrungswürdiger Herr und Freund! Morgen mit Tages Anbruch reise ich nach Leipzig zur Messe — und vor einer Stunde ist der 2. Bd. des Sophokles fertig geworden und danke dem Himmel schon unterwegs nach Leipzig. — In Eile, die Sie sich denken können, sende ich Ihnen anbei 6 Ex. auf Velinpapier und 6 Ex. auf das gewöhnliche Papier als Honorar Ex., die Sie Ihren Freunden mittheilen können. Brauchen Sie noch einige zu diesem Behufe, so geschieht es gerne. — Mit dem besten Willen ist es mir jetzt nicht möglich, Ihnen das Honorarium beizulegen, so wie ich eben von Leipzig zurückkehre, geschieht es ohne Aufschub, darauf können Sie sich verlassen. — Leider sind in dem ersten Theile viele Druckfehler, ich halte es aber für nöthig, sie nicht anzuhängen, wozu theils die Zeit zu spät ist, theils der geringste Theil der Leser darauf achtet. Ihnen werden sie nicht zur Last gelegt, sondern den Buchdruckern. Wünschen Sie sie angezeigt zu haben, so senden Sie mir eine Liste von beiden Bänden, die ich [in] dem Intelligenzblatt der Jenaer Litteraturzeitung abdrucken lassen will. Meine große Eile erlaubt mir nur noch, Ihnen meine Verehrung zu versichern. Fr. Wilmans.“

Dieser Brief, der sich in der Autographensammlung des Frankfurter Goethemuseums befindet und mit gütiger Genehmigung von Professor Heuer genau wiedergegeben wird, gerichtet an „Herrn Magister Hölderlin Wohlgebohrn Nürtingen bey Stuttgard Mit einem Pack Bücher in bl[aue] Pappe gew[ickelt]“ ist in mancher Hinsicht von Wert. Es handelt sich um das Erscheinen der *Trauerspiele des Sophokles* auf der Ostermesse 1804. Hölderlin hatte am 2. April

1804 in einem wichtigen Brief an seinen Verleger Wilmans¹⁾ sich über Satz und Inhalt seiner Übertragungen ausgesprochen, ein ausführliches Druckfehlerverzeichnis beigelegt und um eine Anzahl Exemplare ersucht. Wilmans antwortet darauf in dem mitgeteilten Schreiben, zu dem bemerkt wird, dass die zahlreichen Druckfehler auch in der Jenaer Literatur-Zeitung nicht berichtigt wurden und nebst dem unerhörten Inhalt die Leser abstießen. Wie Hölderlin über die Freixemplare verfügte, wissen wir aus den am linken Rande des Buches von ihm aufgeschriebenen Namen: „HE von Seckendorf. H. E. Haug. H. E. Hegel. HE von Göthe. HE · · hmaier [?], an Schmidt HE Schmidt in Erlangen, an Heinze [Heinse] HE Heinze in Aschaffenburg, HE Hartmann HE Matthison HE Schelling HE Lepiqué in Heidelberg, der Einzicht [Diotima?] HE von Sinklair.“ Die meisten sind als Freunde des Dichters bekannt; der an fünfter Stelle Genannte ist nicht festzustellen, ebenso ein gewisser Hartmann; fraglich bleibt, ob mit Lepiqué in Heidelberg der Herausgeber des Rheinischen Musenalmanachs gemeint ist; aus Koepke, *Leben Tiecks* ist uns ein Maler Le Pique bekannt, der mit Tieck befreundet war, der Name Schillers fehlt bezeichnenderweise.

Ein scharfes Schlaglicht auf Hölderlins damaligen Zustand und Stimmung werfen ein paar abgerissene Worte, die von ihm zwischen Anrede und Briefanfang hingeschrieben wurden: „Doch am meisten dem Pöbel exponiert“.

Eine außerordentlich wichtige Quelle ist der Schwab'sche Bericht über die Wahnsinnszeit, da er selbst Jahre lang aus nächster Nähe den Kranken beobachtet und für die weiter zurückliegende Zeit Augenzeugen befragte. Im folgenden geben wir Alles wieder, was in Schwabs gedruckter Biographie (Ausgabe der Werke 1846, II. Band) fehlt bzw. nur kurz angedeutet ist und daher hohe Bedeutung für den Forscher hat;²⁾ dort heißt es:

„Sein Zustand blieb sich fast immer gleich, ausgenommen in den Jahren 1822 und 1823, wo einige lichte Momente Hoffnungen

¹⁾ Es ist der letzterhaltene Brief Hölderlins überhaupt; abgedruckt Hellingraths Ausgabe, Bd. V, 1913, S. 330 ff.

²⁾ Ein Buch wie das von Erich Trummler: *Der kranke Hölderlin* [1921] ist abzulehnen, weil es an wichtigen gedruckten Berichten vorübergeht und gar nicht den Versuch macht, ernstlich in das Phänomen der Krankheit mit ihren verschiedenen Phasen einzudringen und dem Zusammenhang mit den sogenannten Wahnsinnsgedichten nachzugehen.

der Besserung erregten, welche leider bald wieder verschwanden. Das eine Mal war es im Jahr 1822 bei der Geburt unsres geliebten Kronprinzen, welche, wie überall, auch in Tübingen, durch ein Fest und eine Illumination gefeiert wurde, dass Hölderlin zum vollen Bewusstsein zu erwachen schien, indem er an der allgemeinen Freude einen herzlichen, rührenden Anteil nahm. — Ein zweiter Moment derselben Art trat im Frühjahr des Jahres 1823 ein. Er las jetzt täglich in seinem, 1822 neu aufgelegten *Hyperion*, zitierte manchmal seinen Hausgenossen daraus und suchte sogar, dann und wann einige dunkle Stellen mit einem Zusammenhang der Gedanken zu erklären, den man lange vermisst hatte. Er erkundigte sich nach seiner Familie, nahm Anteil an dem Aufstand der Griechen und rief, als man ihm sagte, der ganze Peloponnes sei frei: „Das ist erstaunlich, es freut mich!“ Er las jetzt sogar die Zeitungsberichte und außerdem Übersetzungen aus griechischen Dichtern von Conz. Als auf einen Brief an den Bruder die Verwandten im Glauben, dass die Genesung nahe sei, nach Tübingen kamen, fanden sie aber schon wieder den alten Zustand. Ebenso erging es dem Jugendfreunde Immanuel Nast 1828, der ihm unter Tränen um den Hals fiel mit den Worten: O Hölderle, kennst du denn deinen Nast nicht mehr? wobei jener ganz fremd und kalt blieb.

Ein halbes Jahr vor seinem Tode nannte er einmal den Namen seiner Geliebten, und nachdem die Nacht des Wahnsinns schon 20 Jahre seinen Geist verdunkelt hatte, fand man zu unterst unter seinen Papieren Briefe von seiner Diotima, die er mit außerordentlicher Sorgfalt aufbewahrt hatte . . . Von dem edeln Selbstgeföhle, das einst den Verfasser des *Hyperion* beseelte, ist noch eine Spur zu finden in einer gewissen unschuldigen Eitelkeit, die sich hie und da bemerken lässt; zeigt man ihm mit dem Ausdruck von Anerkennung und Bewunderung eine schöne Stelle im *Hyperion*, so lächelt er aufs Verbindlichste und fühlt sich sehr geschmeichelt; weniger als für den *Hyperion* interessiert er sich für die Sammlung seiner Gedichte, da diese nicht von ihm selbst, sondern von Uhland und Schwab besorgt wurde . . .

„Oft schrie er während des Auf- und Abgehens in seinem Zimmer sehr heftig und stampfte auf den Boden; dann ward es ihm leicht im Zimmer zu eng und er ging hinaus auf die Hausflur und hier ward es ihm, wenn er eine Zeitlang umhergegangen war,

gewöhnlich wohler. Auch während der Nacht tobte er häufig und ging dann in seinem Zimmer auf und ab; doch sind diese Anfälle bei weitem nicht mehr so heftig, wie in früheren Jahren; denn damals kam es nicht selten vor, dass er die Tischlersgesellen grün und blau schlug. Später blieb es beim heftigen Reden, Stampfen und Schreien. Solche Anfälle waren bei ihm am häufigsten im Frühling und Herbst, wo er stärker aufgeregt ist als sonst. Doch konnte ihn auch irgend ein einzelnes Faktum sehr aufbringen: ich bat ihn einmal, mir unter einige Gedichte, die er gemacht, seinen Namen Hölderlin zu schreiben. Dies machte ihn ganz rasend; er rannte im Zimmer herum, warf seinen Stuhl von einer Ecke in die andere und schrie: Ich heiße nicht so, ich heiße Skartanelli, doch schrieb er wenigstens trotz seiner Wut den Namen Skartanelli darunter und hatte das nächste Mal, als ich ihn besuchte, seinen Zorn vergessen¹⁾

„Spricht jemand italienisch mit ihm, so geht er gleich darauf ein und antwortet italienisch und spricht dann mehr und vernünftiger, als gewöhnlich; überhaupt ist ihm ein vornehmer Besuch sehr schmeichelhaft; er ist dann viel leichter zu etwas zu bewegen, namentlich, wenn er durch Frauenzimmer gebeten wird, gegen welche er besonders höflich ist. Er spielte einst im Zimmer eines Studenten vor einer fremden Dame und deren Gemahl und mir Klavier; nach einiger Zeit bat ich ihn, uns nun auch die Treppe hinauf in sein Zimmer zu führen. Die Antwort war: Sie befehlen das nicht? Nun richtete auch die Dame die Bitte an ihn und zwar in einem sehr schön gesprochenen Hochdeutsch; da wurde er ganz gefällig und sagte: „Spazieren Sie nur zu und führte uns in sein Zimmer; als ich unterwegs zu ihm sagte: Nicht wahr, das sind lebenswürdige Fremde? antwortete er ganz triumphierend: Gewiss, Euer Majestät! und war auch nachher sehr freundlich und vernünftig.

¹⁾ Dass er ausnahmsweise unter ein solches Gedicht seinen richtigen Namen setzte, wissen wir aus Waiblingers Essay: *Gesammelte Werke*; herausgegeben von H. von Canitz, III². 1842. S. 248. Das bisher den Hölderlin-Herausgebern entgangene, dort erwähnte Gedicht, sei hier nach dem Facsimile in Henricis Auktionskatalog 73, 1921, Nr. 317, mitgeteilt; es war in Waiblingers Stammbuch eingetragen:

Wenn Menschen fröhlich sind, wie ist es eine Frage?
Die, ob sie auch gut sei'n, ob sie der Tugend leben;
Dann ist die Seele leicht, und seltner ist die Klage,
Und Glauben ist denselben zugegeben.

Dero unterthänigster Hölderlin.

„Man fand überhaupt, dass, wenn er durch etwas Ungewöhnliches aufgeregt ward, sein Benehmen viel vernünftiger ward als sonst; dies war namentlich der Fall, wenn ihn irgend etwas in Angst brachte. Ein Kind seiner Pflegeeltern lag einmal, während er in ihrem Zimmer war, beim Hinaussehen zum Fenster leichtsinnig vor; er lief hin und nahm es weg. Als ihn einmal betrunkene Studenten besuchten, ging er ganz ruhig weg an einen gewissen Ort und blieb hier so lange, bis die Ruhestörer wieder abzogen. Ich führte einmal einige Freunde zu ihm; als wir schon nahe an Hölderlins Türe waren, bemerkte ich, dass Hölderlin hinter uns auf der Hausflur war; ich bat ihn, uns in sein Zimmer zu führen; aber er war so erschrocken und außer sich, dass er mich bat, wir möchten wieder gehen und mich, was er sonst nie tat, mit meinem rechten Titel anredete. Ich besuchte ihn zu einer Zeit, wo ich noch nicht öfters bei ihm gewesen war an einem Tage, da er schon heftig getobt hatte und überhaupt sehr schlecht gestimmt war; er bat mich zu gehen. Da ich nicht fortwollte, sagte er ganz ernsthaft mit aufgehobenem Finger: Ich bin unser Herrgott! Offenbar war dies nur eine berechnete Notlüge, zu der er griff, um mich fortzubringen, da er eine heftige Bewegung in sich herannahen fühlte. Denn sonst fiel es ihm nie ein, irgend eine solche Aussage zu tun und er hat überhaupt keine fixe Idee, sondern leidet nur an einer Schwäche des Denkvermögens und an momentanen Anfällen von Raserei, die aber, seit er älter ward, seltener und weniger heftig waren . . .

„Fand er besonderes Gefallen an Jemand, so lag im Schimmer seines obwohl gebrochenen Auges ein ungewöhnlich seelenvoller Ausdruck der Zärtlichkeit, der an den *Hyperion* erinnerte.“

Wir haben im raschen Fluge Hölderlins Leben durchheilt und durch manchen Einzelzug seinem menschlichen Bilde schärfere Zeichnung zu geben versucht. Immer wieder aber drängt es den, der sich liebevoll in seine Beschauung versenkt, sich den unerschöpften Dichtungen des Künstlers hinzugeben und sich aus diesem Werk immer frische Kraft und neuen Trost zu holen in dunkler Gegenwart. „Weil das Leben ganz von der Botschaft erfüllt ist, ein sich Darleben eines Willens der Götter, ist das Werk das ganze Geschick des Lebens.“ (Hellingrath.) —

MÜNCHEN

FRIEDRICH SEEBASS

